

Schickimicki-Kirchen, Schlager-Gottesdienste, Apokalypsen-Prediger: Wo es sich in Zürich lohnt, in die Kirche zu gehen – und wo nicht

Die Gottesdienst-Kritik.

Anton Beck, Matthias Niederberger, Isabelle Wachter, Julius Baumeister

22.12.2022, 05.00 Uhr

«Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.» Dieser Satz ist so etwas wie der Ursprung des christlichen Gottesdienstes. Glaubt man der Bibel, stammt er von Jesus persönlich.

Heute, so scheint es, versammeln sich immer weniger in Jesu Namen. Wenn nicht gerade Weihnachten oder Ostern ist, sind die Zürcher Kirchen kaum je bis zur Hälfte gefüllt. Dabei leben im Kanton Zürich 750 000 Christen.

Gründe, nicht mehr in die Kirche zu gehen, gibt es auch an Weihnachten viele. Kaiserwetter, Ski-Weekend, Familienfest, Glühwein-Kater, eislaufen, Geschenke kaufen, Kekse backen, Netflix schauen, Brunch mit der Freundin, dem Freund, der Schwiegermutter – oder einfach keine Lust.

Zudem schreitet die Säkularisierung voran. In der Schweiz gibt es immer mehr Konfessionslose. Anhand der Stadt Zürich lässt sich das gut veranschaulichen: Hatten im Jahr 2000 noch 17 Prozent der Stadtzürcherinnen und Stadtzürcher keine Konfession, sind es heute 43 Prozent. Dem Hirten fehlen die Schafe.

Trotzdem gäbe es immer noch genug Zürcher Christinnen und Christen, mit denen sich die Kirchenbänke füllen liessen. Doch wo bleiben sie? Sind die Gottesdienste zu langweilig, zu altväterisch, zu akademisch, zu beliebig?

Die NZZ hat fünf Gottesdienste in der Stadt und auf dem Land besucht und sie – äusserst subjektiv – bewertet. Das Credo der Autoren: Ein guter Gottesdienst sollte ein Erlebnis sein. Der Auftritt des Pfarrers, der Sound der Orgel und die Ambiance sind ebenso entscheidend für das Gelingen wie der Inhalt der Predigt.

St. Josef: der Mediterrane

Schlieren muss der Albtraum Zwinglis sein. Dort, im Limmattal, direkt vor der Haustüre der Wirkungsstätte des Reformators, gibt es prozentual so viele Katholiken wie in keiner anderen Region im Kanton Zürich. Nicht zuletzt wegen der ehemaligen Gastarbeiter aus Italien. Den Pfarrer sprechen hier alle mit Don an. Der Don ist ein unauffälliger Mann mit einer aussergewöhnlich kräftigen Stimme. Er singt an diesem Sonntag mit viel Selbstbewusstsein und noch mehr Gefühl, das berührt, selbst wenn man auf der hintersten Kirchenbank sitzt. Leider trifft er die Töne nicht immer. Aber das ist nicht so schlimm.

Das Publikum, kaum einer unter fünfzig, singt beherzt auf Italienisch mit. Gut fünfzig Personen haben sich versammelt. Der Don erweist sich als bibelnaher Prediger, der nicht allzu viele Worte über das Hier und Jetzt verliert. Weshalb er sich dazu entschieden hat, zum Auftakt in die Weihnachtszeit über die Apokalypse zu sprechen, bleibt bis zuletzt unklar.

Klar ist hingegen, dass sich das runde Gotteshaus bewährt. Als Hinterbänkler fühlt man sich nie abgehängt, ist stets Teil der Gemeinschaft. Nur: Wer sich nach katholisch barocker Üppigkeit im sonst so protestantisch schlichten Zürich sehnt, wird in der Kirche St. Josef masslos enttäuscht. Kein Prunk weit und breit. Nicht einmal ein Heiliger blickt von der Wand. Man könnte fast meinen, die Reformierten sollten nicht merken, dass hier drin Katholiken beten.

Viele Katholiken sind fleissige Kerzenanzünder. Die Kirche verlangt pro Kerze etwas Münz. In der Kirche St. Josef lassen ein paar Unverbesserliche selbst während der Eucharistiefeyer Münzen ins Kässeli prasseln. Das Training der Stimmbänder scheint zu wirken: Trotz Erkältungssaison wird im Gottesdienst kaum gehustet.



Grossmünster: der Urbane

Das Grossmünster in Zürich setzt auf Gemütlichkeit. Zum Hinsetzen gibt es ein Kissen, der Wechsel von stehender zu sitzender Position findet nur wenige Male statt. Auf das Knien wird während des Gottesdienstes gänzlich verzichtet. Die Predigt ist nahe dran an der Weltlage, sie verweist auf den russischen Angriffskrieg ebenso wie auf die Pandemie. Die zentrale Frage lautet: Wie in dunklen Zeiten die Hoffnung nicht verlieren? Das übergeordnete Thema ist entsprechend der «Lichtblick». Das Sichabschwächen der Pandemie oder die

Möglichkeit, sich wieder zu treffen, sind Beispiele dazu. Beim Angriffskrieg fällt es selbst dem Pfarrer schwerer, einen Lichtblick ausfindig zu machen.

Gepredigt wird aus dem Bauch heraus. Die Worte aus dem Lukas-Evangelium («Was unmöglich ist bei Menschen, ist möglich bei Gott») werden theologisch ausgelegt und nicht banal vorgetragen. Die Besucherinnen und Besucher sitzen entspannt auf ihren Bänken. Manche machen ein Gesicht, als würden sie massiert. Das Publikum ist altersmässig und geschlechtermässig gut durchmischt. Getragen werden vor allem schicke Mäntel und der ein oder andere gewagte Hut, der auf einer Promenade durch Form und Farbe auffallen würde. Regelmässig wird ein Smartphone hervorgezogen, und eine Touristin, die das Grossmünster wahrscheinlich aus architektonischen Gründen besuchen wollte, verlässt den Gottesdienst, ohne böse Blicke auf sich zu ziehen.

Anstatt zu beten, wird viel gesungen. Der Gott, der hier gesucht wird, ist ein geselliger. Ein Dionysos des Christentums, nur ohne den ganzen antiken Staub. Wer seinen Glauben strikt leben möchte, wird das Grossmünster tadeln. Wer das Christentum zeitgemäss interpretiert, wird hier zufrieden sein.

Es ist der perfekte Gottesdienst zwischen dem ersten Cappuccino des Sonntags und einem Brunch mit einem Freund, den man nur sporadisch sieht. Auch zeitlich passt das – die Veranstaltung geht von zehn bis elf Uhr. Man hat schliesslich auch noch anderes zu tun.

Dorfkirche: der Persönliche

Im Dorf namens Dorf steht die Kirche an der Kirchstrasse. Es ist ein Sonntag im Dezember, überall Nebel, die Gemeinde im Zürcher Weinland feiert den zweiten Advent. Die Kirche mit dem schönen Turm aus Holz bildet das Zentrum der Gemeinde. Das Kirchenschiff ist schmal. Die Bänke bieten Platz für drei, maximal vier Personen, vorausgesetzt, sie sind schlank. Achtzehn Gläubige, vier Kinder, eine Sonntagsschullehrerin, ein Organist und der Pfarrer haben sich in der Kirche eingefunden. Dies entspricht 3,6 Prozent der «Dorf-Bevölkerung». Das ländliche Zürich war auch schon gottesfürchtiger.

Der Organist rüttelt die Kirchgänger mit einem furios-fröhlichen Stück wach. Der Pfarrer, ein Mann Anfang sechzig, graue Haare, freundliches Gesicht, adretter Anzug, begrüsst sein Publikum auf Schweizerdeutsch, von dem er nur

abweicht, wenn er aus der Bibel liest. Dann steht die Sonntagsschullehrerin auf, nimmt die Gitarre in die Hand und beginnt zu spielen. Vier Kinder singen.

Plötzlich liest der Pfarrer aus dem Alten Testament: Familienchronik, Dutzende Namen, die heute niemand mehr kennt, geschweige denn benutzt. Jüngere Besucher mögen sich fragen: Was soll das? Doch der Mann mit dem grauen Haar und dem freundlichen Gesicht überrascht mit einem eleganten Manöver: Die Aufzählung wird mit der spannenden Geschichte von König Herodes verwoben, nur um dann bei der zentralen Frage zu landen: Wie geht Gott mit den Mächtigen dieser Welt um? Der Pfarrer sagt, er wünsche sich, dass sich Gott den Mächtigen stärker entgegenstellt.

Der familiäre Gottesdienst hat mit Musik begonnen und hört mit Musik auf. Damit der Organist merkt, wann das Lied zu Ende ist, darf die zweitletzte Strophe nur von den Männern, die letzte nur von den Frauen gesungen werden. Das klappt wunderbar. Wer die Kirche verlässt, wird sogar persönlich verabschiedet.

Freikirche: der Kitschige

Beim ICF, dem International Christian Fellowship, wird Service noch gelebt. Bei Temperaturen um den Gefrierpunkt steht ein aufopferungsvoller Gläubiger auf der Strasse und lotst vorbeifahrende Autos mit einem Schild zum Sonntagsgottesdienst. «Schön bisch da», steht nicht nur auf dem Schild des jungen Mannes, das er sorgfältig vor jede Autoscheibe hält, sondern auch auf Leinwänden und Plakaten im Eingangsbereich der Konzerthalle in Stettbach, in der die Freikirche ihren Gottesdienst abhält. Mit nachdrücklicher Freundlichkeit geleiten etliche Mitarbeiter die Besucher zu ihren Plätzen.

Der Gottesdienst, hier Celebration, beginnt mit Live-Musik und erinnert schon in den ersten Sekunden an eine dieser vorweihnachtlichen Samstagabendshows, bei denen Florian Silbereisen auf Helene Fischer trifft. Rentierhaarreif, Weihnachtspullover, leuchtende Christbäume auf der Bühne, ein Mann auf einer Leiter lässt Schneeflocken aus Plastik auf die Sänger regnen – es fehlt an nichts, der Kitsch sitzt.

Für Dramatik und Enthusiasmus in der Performance sorgen die Gläubigen selbst. Die Hälfte reckt die Arme Richtung Himmel, einige andere fassen sich

ehrfürchtig an die Brust. Durch die Halle schallt: «Du bist ein treuer Gott.» Alle singen.

Der Servicegedanke wird auch im zweiten Akt der Celebration hochgehalten, bei dem Besuchende mit einem QR-Code auf der riesigen Leinwand zur Kasse gebeten werden. Die Überweisung zur Unterstützung des ICF ist nur drei Daumendrücker entfernt – herrlich einfach, serviceorientiert.

Überraschend holprig wird es im Anschluss, dem Kern des Gottesdienstes. Drei Laienschauspieler oder Prediger, so genau weiss man das nicht, stellen ein Gespräch über das Ringen mit dem eigenen Glauben nach und verheddern sich dabei. Persönliche Anekdoten über Momente des Zweifels bringen die Celebration zum Stocken.

Ein paar Minuten später versucht die Sängerin mit Rentiergeweih gegenzusteuern: «Ich glaube, dass ich die Güte Gottes sehen werde», schmettert sie voller Hingabe. Doch so richtig überzeugend klingt das nicht. Das weiss auch der Florian Silbereisen der Veranstaltung, ein junger Mann mit Gelfrisur und Jeanshemd. Doch er ist vorbereitet: Wem nun noch Zweifel bleiben, für den stehe der Gebetsservice vor der Tür bereit, um in einem separaten Raum ganz zwanglos die letzte Skepsis auszuräumen. Perfekter Service!

Fraumünster: der Kritische

Wie im öV setzt sich jeder Kirchgänger in gutschweizerischer Manier in eine noch leere Bank. Die älteren Damen und Herren suchen sich im hinteren Teil des gotischen Gotteshauses ein verwaistes Bänkchen – um Gott nahe zu sein, den anderen Menschen aber nicht.

Als der Gottesdienst beginnt, ist dann immerhin die Hälfte der Kirche gefüllt. Aber nicht lange. Denn die Kinder zischen gleich nach der Begrüssung des Pfarrers ab in den Kindergottesdienst im benachbarten Gebäude. Der Altersdurchschnitt schnellte massiv in die Höhe.

Der Pfarrer hat drei Studierende von der theologischen Fakultät der Universität Zürich mitgebracht. Sie gestalten den Gottesdienst heute zu viert. Zwei Studierende führen ein Rollenspiel auf. Während der eine wild mit einer Zeitung in der Hand fuchtelt und darüber referiert, dass wir in einer Zeit der Krisen leben, steht seine Kommilitonin auf der Kanzel und gibt die Optimistin.

Auf das Rollenspiel folgt ein Orgelspiel. Und was für eines! Auf experimentelle Art und Weise widerspiegelt es die Dramatik des Weltgeschehens. Es erinnert an einen Horrorfilm. Inständig hofft man, dass die berühmten Chagall-Fenster dem Klangvolumen standhalten. Und so erstaunt es kaum, dass der Pfarrer kurz nach Ende der Musikeinlage die Kanzel für die Predigt betritt und mit Baritonstimme verkündet: «Das Unheimliche bleibt.»

Die Predigt dreht sich um die Krise, die befürchtete Katastrophe. Apokalyptisches Denken und Reden habe derzeit Konjunktur. Schriftsteller, Künstler, Medienschaffende – alle kriegen ihr Fett weg, als es um die Frage geht, wer denn das Grauen noch zusätzlich inszeniere. Wenigstens sind wir nicht die Einzigen, die sich in der Apokalypse wähen. Auch Jesus Christus sei durch die Apokalypse geritten. Auf seinem Esel. Und trotzdem rede er von einem Weltaufgang und nicht von einem Untergang.

Der Pfarrer gibt Einblick in sein Privatleben. Das Publikum scheint es zu mögen. Als er von seinem Zahnarztbesuch erzählt, kann sich der eine oder andere das Schmunzeln nicht verkneifen. Hin und wieder bedient er sich sogar der Jugendsprache, wenn er die Schüler seiner Tochter, die Lehrerin ist, zitiert: «Advent ist geil.»

In einer früheren Fassung dieses Textes wurde das Wort «Messe» falsch verwendet. Es wurde nachträglich durch «Gottesdienst» ersetzt.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.